

Jürgen Buch im Gespräch mit Thomas Lutz

Erinnerung an das Ghetto Litzmannstadt

Die Stiftung «Topographie des Terrors» in Berlin will durch ihre Tätigkeit historische Kenntnisse über den Nationalsozialismus und seine Verbrechen vermitteln und zur aktiven Auseinandersetzung mit dessen Geschichte anregen. Im Jahr 2009 hat die Stiftung ein Gedenkbuch über «Berliner Juden im Ghetto Litzmannstadt 1941–1944» vorgelegt. Jürgen Buch hat Thomas Lutz zu dem Projekt befragt, das zu dieser Publikation führte und das in Zusammenarbeit mit Studierenden aus Łódź und Berlin durchgeführt wurde. – R. C.

Jürgen Buch: Mit der Publikation des «Gedenkbuchs» kam ein größeres Projekt zum Abschluss. Können Sie Inhalt und Ablauf des Projekts näher beschreiben?



Photo: zVg

Thomas Lutz: Gemeinsam mit Studierenden aus Łódź und aus Berlin haben wir eine bereits existierende Liste der Menschen, die aus Berlin ins Ghetto Litzmannstadt deportiert worden sind, geprüft. Wir haben diese – noch fehlerhafte – Liste bearbeitet und konnten so zusätzliche Erkenntnisse zum Schicksal von einigen 100 Menschen der insgesamt etwa 4200 Deportierten gewinnen. Zusätzlich haben wir 50 Biographien genauer

ausgearbeitet, mit Fotos und ausführlichen Lebensschilderungen. All das haben wir in diesem gemeinsamen deutsch-polnischen Projekt zu einem Gedenkbuch zusammengestellt, das sowohl in einer deutschen als auch in einer polnischen Fassung erschienen ist.

Die Zusammenarbeit mit den Studierenden war sehr wichtig, weil es bis heute im bi-nationalen Dialog eine schwierige Gemengelage gibt: Zum einen geht es um deutsch-polnische Aspekte, ferner um christlich-jüdische, deutsch-jüdische, polnisch-jüdische. In beiden Ländern bestehen viele Mythen, viele Vorurteile und damit Konfliktpotential. Ich denke, neben einer kognitiven wissenschaftlichen Auseinandersetzung sind in solchen Fällen auch Begegnungen zwischen den Menschen, das Kennenlernen, das Verstehen und Akzeptieren unterschiedlicher Positionen, wichtig. Die Deutschen und Polen, aus Berlin und aus Łódź, die an unserem Projekt beteiligt waren, haben genau dies erlebt: In mehreren Treffen haben sie die wissenschaftliche Bearbeitung zusammen durchgeführt.

Das konkrete Ergebnis, das Gedenkbuch, das wir der Öffentlichkeit – d.h. nicht nur den Forschern im Archiv – zugänglich machen, enthält erstens die aktualisierte Liste mit den Namen der Deportierten. Zweitens haben wir versucht, durch eine ausführliche Darstellung der Biographien einiger Verfolgter deren Schicksal kenntlich zu machen und zu zeigen, was für sie die Verfolgung bedeutet hat. Und schließlich wollten wir zeigen, was für ein Verlust es insgesamt für die deutsche Kultur war, dass diese Verbrechen stattgefunden haben. Die Kombination dieses konkreten Forschungsprojekts mit dem persönlichen Dialog durch Reisen nach Łódź und von dort nach Berlin ist – glaube ich – die beste Möglichkeit, so ein Thema mehrdimensional und damit sehr tiefgehend zu bearbeiten. Letztendlich kommt es dadurch zu einem großen gegenseitigen Verständnis.

Welche Studierenden haben sich denn für das Projekt interessiert?

Man muss wissen, dass die Studierenden alles freiwillig gemacht haben. Sie haben keinen Schein oder Credit points dafür bekommen. Von daher waren das sicher außergewöhnliche Studierende, die Interesse hatten. Für mich war am auffallendsten, mit welcher Normalität und Selbstverständlichkeit die Studierenden heute dieses Thema angehen. Wenn man das mit der Behandlung solcher Themen vor 20 oder 25 Jahren vergleicht, so ist man damals viel vorsichtiger, viel diplomatischer miteinander umgegangen. In diesem Projekt war der Dialog sehr offen: Ein klares Reden über die Geschichte ohne irgendwelche Formen von Schuldkomplexen oder falsch verstandener Verantwortung, so dass wir wirklich sehr schnell zu den Inhalten und dem Austausch der unterschiedlichen Erfahrungen und Kenntnisse kamen. Was sicherlich auch wichtig ist, ist die Sprache. Es gibt nicht viele Deutsche, die Polnisch können, aber viele Polen können entweder Deutsch oder auch Englisch, und Englisch ist zunehmend die Sprache der internationalen Kommunikation. Auch das war vor 20 Jahren noch ganz anders: damals spielte die Sprachbarriere noch eine viel größere Rolle.

Warum kam das Dokumentationprojekt zu den Berliner Juden, die ins Ghetto nach Łódź gebracht wurden, erst jetzt zustande?

Wir wissen, dass das Ghetto Litzmannstadt in Łódź ein historisch wichtiger Ort im Zusammenhang mit der NS-Verfolgung ist. Das Problem aus unserer Sicht – aus Westberlin/Westdeutschland in den 1980er Jahren, aber auch noch in den 1990er Jahren – war, dass es ganz schwer war, einen institutionellen Ansprechpartner vor Ort zu finden, der eine Gedenkstätte betreibt, wo man Informationen historischer Art bekommen kann und mit dem man auch eine Form der Zusammenarbeit vereinbaren kann. Natürlich gibt es das Staatsarchiv in Łódź, das über die wichtigsten Materialien aus dem Ghetto verfügt, und dort gab es auch mit Herrn Julian Baranowski – der vor kurzem gestorben ist – den besten Kenner der Geschichte.

Auch wenn man sich also mit historischen Fragen durchaus befassen konnte, hatte man jedoch keinen permanenten Kooperationspartner für Aufarbeitungsprojekte. Von daher war es in früheren Jahren immer etwas schwierig, mit Łódź in Kontakt zu kommen. Erfreulicherweise hat sich dies dank einiger engagierter Bürger und der Initiative des damaligen Stadtpräsidenten Kropownicki in den letzten Jahren sehr geändert. Mittlerweile gibt es nicht nur Gedenkfeierlichkeiten, gerade zu den runden Jahrestagen, sondern darüber hinaus besteht jetzt auch Interesse an einer Zusammenarbeit mit dem Ausland: von Seiten der Stadtverwaltung, vom Toleranzinstitut, vom Staatsarchiv und so weiter. Unser Projekt, das während zweieinhalb Jahren gemeinsam durchgeführt wurde, hat von dieser neuen Einstellung profitieren können.

Welche Biographien sind Ihnen besonders aufgefallen?

Es war wichtig zu zeigen, wie die Menschen vor ihrer Verfolgung gelebt und was sie durch die Verfolgung erlitten haben. Es gibt wenig Überlebende, gerade aus der Berliner Gruppe. Ein Überlebender lebt heute in Washington. Er hat jetzt zum ersten Mal in einem längeren Interview mit unseren Studierenden über sein Schicksal und das seiner Familie gesprochen. Er ist Historiker und hat sich bisher immer als Historiker dargestellt und nicht als Augenzeuge. Es war sicherlich für diejenigen, die dieses Interview gemacht haben, etwas sehr Bewegendes zu hören, wie dieser Herr Friedländer mit seinem Vater und seiner Mutter nach Auschwitz deportiert wurde, wie er dort seine Mutter aus den Augen verloren hat, die höchstwahrscheinlich ermordet worden ist, während er mit seinem Vater später in einem Außenlager von Sachsenhausen befreit wurde. Sein Vater hat sich entschieden, in Deutschland zu bleiben, während er in den 1950er Jahren in die USA ausgewandert ist.

Unsere Recherchen ergaben, dass es nur wenige Berichte über Kontakte zwischen den Insaßen des Ghettos und der polnischen Bevölkerung gibt. Wir wissen, dass es einige Fluchtversuche gegeben hat. Soweit wir die Geschichte überblicken, sind aber alle Flüchtlinge gestellt und wieder ins Ghetto zurückgebracht worden, wo sie sehr streng bestraft wurden.

Was ist über die Biographien der Deportierten hinaus in dem Dokumentationsband zu finden?

Mit einem gewissen zeitlichen Abstand ist Gedenken nur dann wirklich möglich, wenn man etwas über die Geschichte weiß: Ohne dass man die historischen Zusammenhänge kennt, kann man nicht einschätzen, was für ein Schicksal diese Menschen erlitten haben. Von daher war es uns wichtig, neben der würdigen Präsentation der Opfer in diesem Buch historische Beiträge zu publizieren. So gibt es einen Beitrag über die Situation der Berliner Juden vor der Deportation, einen Beitrag über das Leben im Ghetto Litzmannstadt, einen Beitrag über die Möglichkeiten der Aufarbeitung und einen Beitrag über die Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen der Berliner Juden, die nach Litzmannstadt deportiert worden sind. Außerdem zeigt ein Vergleich mit den aus Prag nach Litzmannstadt deportierten Juden, dass letztere wesentlich jünger waren und sich unter ihnen wesentlich mehr Handwerker befanden – die Bevölkerung der Ghettos war also durchaus nicht homogen.

Für das Gedenken ist gerade die Namensnennung wichtig. Das können Sie auch daran sehen, dass bei vielen Gedenkfeierlichkeiten die Namen derjenigen verlesen werden, die in diese Verfolgungsmaschinerie hineingeraten sind. Es gibt durchaus ein Bedürfnis nach Namensnennung auch bei Menschen, die nicht biographisch betroffen sind.

Ist Ihr Projekt ein Musterbeispiel für die deutsch-polnische Zusammenarbeit auf diesem Gebiet?

Als wir dieses deutsch-polnische Projekt begonnen haben, dessen Ergebnis das Gedenkbuch ist, gab es zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Polen erhebliche diplomatische Verstimmungen. Die Diskussion über Entschädigung für Vertriebene und Flüchtlinge, die gegen Ende oder nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aus Polen nach Deutschland gekommen sind, war aktuell. Dagegen haben wir uns mit unserem Projekt bemüht – und das haben diejenigen, die an dem Projekt beteiligt waren, auch so übernommen –, uns von den diplomatischen Verwicklungen nicht beeinflussen zu lassen. Gerade die konkreten persönlichen Begegnungen mit dem Wissen um den Hintergrund des Zweiten Weltkriegs sind für eine Verständigung von großer Bedeutung.

Polen war das erste Land, das von Deutschland überfallen wurde. Polen war auch das Land, in dem die nichtjüdische Bevölkerung

im Zweiten Weltkrieg den höchsten Blutzoll zahlen musste. Von daher ist es natürlich das gute Recht der Polen zu sagen, wir haben auch große Opfer zu beklagen. In diesem Zusammenhang ist mir bei meinen Kontakten mit polnischen Gesprächspartnern wichtig zu sagen, dass man beide Seiten sehen muss, also dass man keine Separierung der Erinnerungskultur in die nichtjüdischen und in die jüdischen polnischen Verfolgten machen sollte. Man muss verstehen, dass diese Verfolgungsgeschichte zusammenhängt und natürlich von der nationalsozialistischen Ideologie zusammen gesehen wurde, und dass es von daher notwendig ist, das auch zusammen zu behandeln.

Ist das Projekt auch ein Stück Arbeit an der polnischen Erinnerungskultur?

Polen hatte historisch innerhalb der Staaten des sozialistischen Blocks eine besondere Position, weil die katholische Kirche auch unter dem kommunistischen Regime eine sehr starke Funktion innehatte. Die Erinnerung in Polen war auch immer eine Erinnerung an die polnischen Märtyrer. Es war also eine sehr christlich konnotierte Erinnerung. Auch Auschwitz und Birkenau wurde vor allem als nationale Katastrophe dargestellt, die rassistische Komponente wurde damals nicht oder ungenügend dargestellt. Ich meine, dass sich das auf einem guten Wege verändert hat. Allerdings gibt es in Polen genauso wie in vielen anderen Ländern, die seit 1990 unabhängig geworden sind, Tendenzen zu einer nationalistischen Ausrichtung der Erinnerungskultur. Dabei steht die länger dauernde und kürzer zurückliegende Unterdrückung durch die kommunistischen Systeme viel stärker im Vordergrund.

Das Problem für mich ist dabei vor allem, dass man natürlich die NS-Verfolgung im internationalen Rahmen nur verstehen kann, wenn man sich in den besetzten Ländern auch über die eigene, sehr unterschiedliche Geschichte der Kollaboration bewusst ist. Natürlich war «der Tod ein Meister aus Deutschland» – um Paul Celan zu zitieren – aber z.B. die Ermordung der Juden in Europa hätte nicht funktionieren können, wenn es nicht in allen Ländern – in unterschiedlichem Ausmaß – Kollaboration gegeben hätte. Und ich glaube, zu einer wirklichen Aufarbeitung der unterschiedlichen Geschichte, die auch ein wichtiger Beitrag für eine offene Diskussion in einer demokratischen Gesellschaft sein kann, ist es wichtig, dass die verschiedenen Länder sich auch mit ihren sehr unterschiedlichen Formen von Beteiligung an den NS-Verbrechen auseinandersetzen und diese mit in ihre Erinnerungskultur einbeziehen.

Eine Gefahr der Gleichsetzung von NS- und stalinistischer Verfolgung liegt darin, dass sich die Nationen nur noch als Opfer verstehen. Gerade der Dialog über nationale Grenzen hinweg kann dazu beitragen, Mythen und Tabus in den verschiedenen Erinnerungskulturen zu erkennen. Dabei geht es zunächst darum, die Ursachen für diese Unterschiede zu verstehen und auch ein Stück weit zu akzeptieren – und nicht, die eigene Auffassung als richtig durchzusetzen.

Literatur

Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941–1944. Ein Gedenkbuch. Bearb. von Ingo Loose. Berlin, Łódź 2009; www.topographie.de.

Jürgen Buch, Berlin. M.A. in Publizistik, Slawistik und Soziologie. Autor für Rundfunk und Fernsehen; neben Publizistik zu Osteuropa allgemein Schwerpunkt zur Aufarbeitung der Geschichte in Osteuropa und zur Geschichte des Judentums; www.juergenbuch.de.